

Leseprobe

Doro May

**Waning Crescent - Der geheime Pakt oder die seltsamste
Liebesgeschichte des Universums**

Paperback, Format 14,5 x 20,5 cm, 280 Seiten

VK: 14,95 €

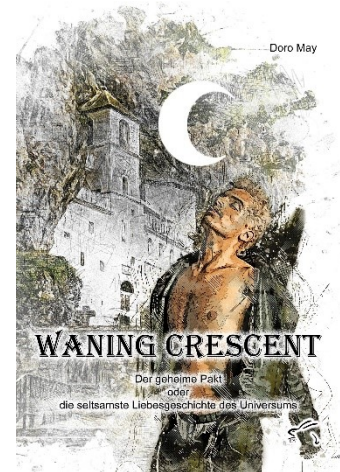
Juli 2024

Printausgabe: ISBN: 978-3-96174-149-6,

auch als Kindle-Ebook erhältlich

© Copyright Edition Paashaas Verlag

www.verlag-epv.de



...

5

**Marlene lässt sich auf mich ein
und betritt einen fremden Planeten**

Längst ist es hell, als der Mann aufwacht, wie ein wechselwarmes Reptil seine steifen Glieder reckt und sich umständlich erhebt, gleich neben der Bank Wasser lässt, sich die Hose vorne kramt, hustet, ausspuckt, mit einer Hand über den Bart fährt, seine Plastiktüten zusammenrafft und mich verlässt.

Er hat mich genauso wieder abgelegt, wie er mich gefunden hat. Ein ordentlicher Mensch.

Da liege ich nun.

Mich packt die Unruhe. Ich weiß genau, wo ich hinwill. Zeit, meine Magie spielen zu lassen. Also sende ich meine Wellen durch den Kosmos und muss nicht lange warten.

Als Marlene sich neben mich setzt, hat sie verheulte Augen, unter denen schmale, schwarze Straßen kleine Schlangenlinien bilden. Ich ahne, dass Grauwolf ihr Annalena vorgestellt hat.

„Dieses verdammte Arschloch!“, sagt Marlene.

Umgehend fühle ich mich bestätigt.

Weine nicht, Marlene. Nur für deinen Geist strenge ich mich so fürchterlich an und sause durch die himmlischen Sphären, als wäre das nichts.

Als sie mich sieht, ist sie sofort getröstet.

„Ey! Das gibt's ja wohl nicht.“ Sie lächelt mich an. „Mein Büchlein ist auf *dieser* Bank.“

Marlene. Das ist ein Zeichen, meine Liebe. Ein magischer Moment. Absolut. Wir beide werden unschlagbar. Ich will dich trösten, meine Liebe. Öffne dich. Komm schon.

Oh nein. Was sende ich da bloß aus. Es geht ja viel zu schnell. Die Ärmste muss doch erst einmal zur Ruhe kommen und Grauwolf abschütteln. Diesen verfluchten Halunken.

Endlich benötigt Marlene keine weiteren Papiertaschentücher, kann jetzt sogar lesen.

In mir ist ein Kribbeln, eine Energie. Ja! Ich will sie. Meine kosmischen Wellen schwappen zu ihr rüber. Gleich habe ich sie am Haken.

Aber ich werde sachte vorgehen. Nur nichts überstürzen, sonst verwirre ich sie zu sehr, dann könnte es schief gehen.

Marlene lehnt sich zurück, blickt zum Himmel auf, der mit einigen dicken Wolken Licht und Schatten spielt. Jetzt bettet sie mich auf ihren Schoß, zaubert ein Haargummi aus der Hosentasche und fährt sich solange mit den schlanken, an den Gelenken ein ganz klein wenig wulstigen Fingern von vorne nach hinten durch die Haare, bis sie entscheidet, dass es Zeit ist für den Pferdeschwanz. Ich merke, wie sie um Entspannung bemüht ist. Sie befigert mich, streicht mit dem linken Daumen über Michels Hinterteil, fast ein wenig frivol, wie ich finde, und schlägt mich auf. Jetzt blättert sie die ersten Seiten hin und her, und ich schicke meine Vorhut ins Rennen.

**Engagement verschafft Befriedigung. Nur so kann das Ehrenamt
funktionieren. Allerdings tritt Befriedigung nur dann ein, wenn die persönliche**

Tat wahrgenommen wird. Erst die Reaktion der Umwelt, das Lob, die Anerkennung, die Wertschätzung, stimuliert den Menschen. Da sind wir heute einmal ehrlich.

Marlene schaut kurz hoch, macht „Hm!“ und liest weiter.

Stellen Sie sich vor, Sie können ein wenig Zeit erübrigen. So etwas soll ja vorkommen. Nun überlegen Sie, ob Sie Ihr Französisch auffrischen, sich zum Power-Yoga anmelden, eine Kreuzfahrt machen, den Malkurs buchen oder in den Golfclub eintreten sollen. Entschuldigen Sie. Den Frauenliteraturkreis, das Fitnessstudio und die Rückenschule vergaß ich.

Marlene lächelt, flüstert, „zur Rückenschule müsste ich auch mal wieder“, und blickt erneut auf meine Zeilen.

Machen Sie doch mal etwas richtig Revolutionäres.

Besuchen Sie eine Einrichtung, die für verwahrloste Jugendliche dahinvegetiert, also für die Absteiger in unserem reichen Land. Gibt bestimmt eine ganz in Ihrer Nähe. Schauen Sie sich dort einmal um. Vielleicht kommt Ihnen eine Idee.

Marlene klappt mich erst einmal wieder zu.

„Zu diesem Affenarsch geh ich jedenfalls nicht mehr.“

Auch ich habe bisher immer meine Einwände gehabt gegen eine Liaison, die zum Scheitern verurteilt ist, bevor sie richtig begonnen hat. Marlene wird begreifen, dass es so viele wichtige und ernste Dinge gibt. Da sollte man die wertvolle Zeit nicht mit Halbheiten vertun. Sie ist ein heller Kopf, wie mir scheint, und sie wird schon dahinterkommen, was ich mit ihr vorhabe. Natürlich erst, wenn es an der Zeit ist.

Apropos Zeit.

Im Grunde genommen weiß sie bis zu diesem Zeitpunkt nicht, was sie mit ihrer vielen Zeit anfangen soll. Sie wirkt absolut nicht wie jemand, der sich in die wohlverdienten Ferien räkelt, um den mit tausend Terminen vollgestopften Alltag abzuschütteln. Aber ich weiß, wozu ihre Zeit von Nutzen ist und werde es ihr schon beibringen.

Es entsteht eine Pause. Es ist, als ob der Zeiger sechzigmal auf derselben Sekunde tickt.

Marlene starrt vor sich hin, und ich lasse mich erst einmal auf sie wirken. Steht sie an einem Wendepunkt? So unmittelbar? Ich komme früh genug wieder an die Reihe, dränge mich also nicht unnötig auf.

Inzwischen ist es Mittag geworden und wir gehen nach Hause. Marlene legt mich auf den Küchentisch und bereitet eine kleine Mahlzeit zu. Es handelt sich um Salat mit Frühlingszwiebeln, Tomaten und Mozzarella. Selbstredend hat sie ein Töpfchen Basilikum parat. Dazu füllt sie ein Glas mit natürlichem Mineralwasser. Sie nimmt am Küchentisch Platz und springt sofort wieder auf. Als hätte ich es geahnt, nimmt sie ihr Handy und setzt sich wieder. Sie spießt eine wohlbemessene Rotweißgrünführe nach der anderen auf und führt sie zum Mund. Sie kaut gründlich, springt aber urplötzlich wieder auf, holt ihren Laptop aus einer Schublade ihres Sekretärs. Gleich darauf gibt sie Google Maps ein. Dann eine Adresse aus dem Branchenverzeichnis.

„Ach – da ist das“, sagt sie, wundert sich wohl ein bisschen und isst zufrieden weiter.

Die Mahlzeit ist beendet.

Was ich kaum zu hoffen gewagt habe, geschieht. Ich komme mit. Sie steckt mich in die Tasche ihrer Jeansjacke, aus der ich ein klein wenig hervorluge. Wir verlassen das Treppenhaus und fahren, geleitet von der überzeugenden Männerstimme des Navis, etwa zwanzig Minuten mit dem Auto wohin. Marlene drosselt bald das Tempo, fährt zögerlich wie jemand auf der Suche. Es ist

unschwer zu erkennen, dass wir uns in ein für Marlene unorthodoxes Viertel begeben. Bloß gut, dass der Navi-Mann so souverän beruhigend rüberkommt. Jetzt meldet er, dass sie ihr Ziel erreicht hat.

Wir finden einen Parkplatz vor einem überfüllten Laden, in dem es alles und nichts gibt, und das jeweils für einen Euro. Den Leuten ist es wohl zu eng in ihren Behausungen, weshalb sie auf den Gehwegen herumlungern – inmitten von Matratzen, Mülltüten, leeren Flaschen und losem Unrat. Die meisten sind mit Handy ausgerüstet.

Marlene verlässt ihr kleines klimatisiertes Raumschiff und betritt die fremde Galaxie. Mindestens noch dreimal drückt sie auf ihrem Autoschlüssel auf *Schließen*. Vorsichtshalber betätigt sie noch den Griff der Fahrertüre. Die in die Jahre gekommene Karre ist wirklich zu. Endlich gibt sich Marlene einen Ruck und vergrößert langsam die Distanz zu ihrem Gefährt, das in diesem Moment die Heimat bedeutet. Der Himmel ist wolkenbunt, die Luft duftet hier allerdings kaum nach Frühling, weil es kein Grün gibt. Blumen schon gar nicht. Sie geht wie jemand, der etwas sucht, langsam und sich nach allen Richtungen umblickend. Die Männer schauen ihr nach. Was will so eine hier? Die Frage steht ihnen auf die Stirn geschrieben. Die ist fremd hier. Die gehört nicht zu uns.

Ich glaube, Marlene spürt das. Sie geht so merkwürdig. Als wolle sie vor etwas fliehen, aber nicht, dass es einer bemerkt. Es ist fast so, als begehe sie einen Verrat. Dabei gibt es nichts zu verraten. Es ist nur so ein unbestimmtes Gefühl in ihr. Ich merke das, denn ich liege dicht an ihrem Herz. Verstohlen wirft sie einen Blick auf ein an Lippen, Brauen und Nasenflügeln gepiercetes Schmuddelmädchen, das auf dem Gehweg sitzt, neben sich einen großen, dümmlich glotzenden Köter mit heraushängender Zunge.

Endlich hat es Marlene bis in die unmittelbare Nähe der *Offenen Tür Sankt Josef* geschafft. Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus riskiert sie einen Blick und geht zunächst weiter, ein imaginäres Ziel avisierend. Sie verlangsamt ihre Schritte, schaut sich um, riskiert betont unauffällig einen zweiten Blick wie jemand, der klammheimlich an den Ort seiner Schandtat zurückkehrt. Plötzlich macht sie kehrt und überquert die Straße, marschiert über den schmalen, überall aufgeplatzten Teerweg, der den Bürgersteig mit dem Jugendhaus verbindet. Sie bleibt vor dem Eingang mit dem abbröckelnden Putz stehen wie ein verirrter Gast.

Da ist sie nun.

Das alte Gemeindehaus ist offen, Kinder und Jugendliche stürmen an ihr vorbei. Fast wäre sie von einem kleinen Mädchen in verdreckten Klamotten umgerannt worden.

„Hau ab!“, ruft das Kind und rennt weiter. In einer Hand hält es ein Päckchen Zigaretten, in der anderen ein Handy. Mit einem Mal dreht es sich um und baut sich vor Marlene auf. „Ich hab dich noch nie gesehen. Du bist das erste Mal hier.“

„Stimmt. Darfst du denn schon rauchen?“

„Halt Fresse!“, fährt sie ein anderes Mädchen an. „Was will denn DIE hier?“, zischt sie. Sie zieht die Kleine, die höchstens sechs oder sieben Jahre alt ist, hinter sich her und entreißt ihr das Handy.

„Suchst du Arbeit?“, sagt ein pickliger Junge und zeigt auf das Haus. „Gibt da!“ Er spuckt vor sich auf den Boden.

„Kommen Sie doch rein!“, sagt plötzlich eine Stimme hinter uns, die einer Frau gehört. Sie ist etwas jünger als Marlene. Ein müdes, ein wenig hageres Gesicht mit einem blässlichen Teint blickt uns an. Der fusselige Pullover und die zu weite, in die Jahre gekommene Jeans wirken auf mich wie zufällig aufeinandergetroffen. Die langen Füße stecken in oft gewaschenen blauen Socken und diese in Birkenstocklatschen mit dunkelgrauem Riemen und schief gelaufenen Sohlen, die auf X-Beine deuten. Marlene gibt sich einen Ruck, zwingt sich, ihr Gegenüber nicht länger zu mustern und geht mit einem Mal entschlossen die zwei Stufen hinauf. Sie reicht der fremden, großen Frau mit den grauen Augen unter dichten, ungezupften Brauen und der aschblonden Kurzhaarfrisur die Hand.

„Marlene Fischer. Ich habe gehört, dass man quasi ehrenamtlich, also ich – also, wenn ich hier mal helfen soll ...“

„Wahnsinn!“, presst die Frau durch ihre Kiefer. „Ich bin Heike Schmitt. Sie schickt der Himmel. Möchten Sie einen Kaffee?“

Mir kommt es vor, als habe die Frau, die in einen Anflug von Dauerkummer gehüllt ist, auf uns gewartet. Wir folgen ihren ausladenden, durch die abgetragenen Latschen gelegentlich

schlurfenden Schritten, bis wir in der großen Küche stehen. Ich rümpfe die Seiten, weil mir ein gar so modriger Geruch entgegenschlägt. Hier müsste dringend gelüftet werden. Und wie es hier aussieht! Der schäbige Tisch ist voller eingeritzter Sprüche und kleiner Embleme wie Herzchen oder erigierter Pimmel. Als Marlene hinguckt, sagt die Sozialarbeiterin: „Wir bekommen viel zu wenig Zuschüsse. Die Stadt ist pleite, wie Sie sicherlich aus der Zeitung wissen.“

Marlene nickt heftig.

„Da ist ein neuer Tisch nicht drin.“ Mit einem Blick auf die Kleinkunst in Holz ergänzt die Frau: „Wäre sowieso nicht lange neu. Und diese Antragstellerei auf alles und jedes raubt einem auch noch den letzten Nerv.“

Wieder nickt Marlene.

Die Hauptmelodie der sachlichen Feststellung wird von Resignation und für einen Hellhörigen wie mich vom Trauernton der Erfolglosigkeit in der Unterstimme begleitet. Die Schwingungen sind eindeutig: Die Frau hat die Faxen dick.

Marlene wendet den Blick weg vom Tisch – hin zu der Leiterin der sozialen Einrichtung. Ob sie die nach unten gebogenen Mundwinkel abschrecken?

„Und Sie meinen wirklich, ich könnte mich hier irgendwie – also bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich möchte mich natürlich nicht aufdrängen.“

„Jeder kann sich engagieren.“

Zack! Die Mundwinkel wechseln ihre Richtung.

„Nur findet selten einer her, der nicht aus dem Umfeld hier stammt, falls Sie verstehen, was ich meine.“ Die Frau schaut ihr Gegenüber an, als erblicke sie gerade einen Silberstreif am Horizont. „Wissen Sie: Die Kinder und Jugendlichen, die hierherkommen, haben es zu Hause nicht gerade gut.“

„Ah ja“, sagt Marlene wie jemand, der nicht genau weiß, was er sagen soll.

Frau Schmitt atmet tief ein. „Genau genommen haben sie Pech, dass sie in dieser Gegend aufwachsen müssen.“

„In der Theorie ist einem das natürlich bekannt.“ Marlene deutet ein Lächeln an.

Ich glaube, sie ist froh, dass ihr eine Replik eingefallen ist.

„Mal ganz ehrlich“, der Ton der Leiterin schwenkt ins Vertrauliche, „den Kindern geht es beschissen. Sonst wären sie nicht solche Biester.“

Plötzlich tritt eine ganze Horde der grölenden Biester herein und schreit wild durcheinander nach etwas Essbarem. Dazwischen wird ins Handy gebrüllt, einer stellt einem Mädchen, das einen tiefen Ausschnitt hat, ein Bein, einer rülpst.

Das Vokabular ist für Marlene neu.

„Sie könnten, wo Sie einmal da sind, mit den Kindern Abendbrot machen“, brüllt Frau Schmitt.

„Ich – äh ...“

„Jacqueline!“ Die Frau ruft ein Mädchen, das sich im nächsten Moment aus der zum Teil verdreckten, zum Teil mit billigen Accessoires aufgemotzten Bande von Girlies löst. Das Handy lässt sie am Ohr.

„Wasn?“

„Das hier ist Marlene. Sie hilft euch beim Abendbrot.“

Das Mädchen reagiert erst mürrisch, dann überschwänglich freundlich, so als kenne es Marlene schon eine Ewigkeit.

„Wie viel Kinder hast du? Ist dein Mann noch da?“ Sie gackert lauthals in ihr Handy. „Isch red doch gar nicht mit dir, du Spast. Isch red mit so ner Frau hier.“

Marlene ist einigermaßen ratlos, wie sie mit dem Mädchen umgehen soll.

Ich merke, dass sie derart unvorbereitet in diese Situation geplatzt ist, dass sie sich überfordert fühlt. *Los, Marlene. Mach schon.*

„Ich habe früher keine Möglichkeit gesehen, Kinder und Beruf zu vereinbaren.“

„Was sagst du da?“, fragt Jacqueline. Sie heißt wirklich so!

Marlene überdenkt ihre Formulierung. „Ich hab keine Kinder.“

Jacqueline lacht. „Kriegt dein Mann keinen hoch?“

„Ich lebe alleine.“

Ich merke, wie Marlene um Fassung bemüht ist.

„Du bist aber nich auf Stütze“, sagt Jacqueline unvermittelt.

Marlene sagt darauf nichts.

Da erscheint ein Junge mit zusammengebundenen Haaren, drei Ringen durch die Augenbraue, einen durch die Unterlippe. „Bäääh! Hier stinkt's wie Pisse!“

Er reißt das Fenster auf, was ich vernünftig finde.

„Muss jeder auf der Straße, der hier vorbeikommt, diesen Radau mitkriegen?“, schimpft Heike und macht das Fenster wieder zu.

„Isch ess hier nix. Bei dem Gestank kotz isch gleich.“ Der Junge mit den Gesichtsringen zieht ab.

Als Teller, Besteck und Pappbecher auf dem Tisch stehen, Brot, Tomaten und Aufschnitt aufgetragen sind, ruft Marlene: „Kommt bitte essen.“

Keine Reaktion.

...